

Revue Alsacienne de Littérature
Elsässische Literaturzeitschrift

folios



N° 128

2^e semestre 2017

DRUCKREIF SPRECHEN
ZUM VERHÄLTNIS VON WORT UND SCHRIFT

I

Das Kompliment, druckreif sprechen zu können, adelt. Wer so gelobt wird, wird gegenüber den Anderen ausgezeichnet. Während diese unablässig mit der Sprache kämpfen, hat der Gepriesene die Sprache anscheinend vollkommen unter Kontrolle. Ihm kann es nicht mehr passieren, von der Sprache in eine andere Richtung gezogen zu werden als vorgesehen. Gedanke und Wort gehen bei ihm miteinander Hand in Hand. Offensichtlich ist es dem Gedanken gelungen, sich das Wort gefügig zu machen. Dem Wort wurde die Neigung ausgetrieben, auf unkontrollierbare Weise Kontakte herzustellen. Die Unterscheidung zwischen dem Wesentlichen und dem Unwesentlichen hilft dabei. Dem Wort wird verwehrt, in Resonanzräume voll anregender Wortinhalte und Wortklänge auszuschwärmen und den Gedanken damit aus dem Gleis zu werfen. Diese Disziplinierung des Wortes imponiert. Wenn man jedoch bei der Huldigung des druckreif Sprechenden genau hinhört, so bemerkt man vielleicht Spuren der Befremdung und der Ironie. Hinter der Bewunderung verbirgt sich oft Verwunderung. Indem man bewundernd zum Anderen aufschaut unterdrückt man seine Befremdung.

Wer druckreif redet, handhabt ja die Sprache offensichtlich auf eine Weise, die der Sprache nicht gemäß ist. Er brilliert mit einer begrifflichen Präzision, die der kommunikativen Bewegung der Sprache widerstreitet. Sich auf sein Gegenüber einzustellen, erscheint ihm wie ein Verrat an der Sache selbst. Er erwartet von dem Anderen, diese soziale Ignoranz um der Sache willen in Kauf zu nehmen. Der Zuhörer lässt sich darauf ein, billigt dem Redenden eine Ausnahmestellung zu, fühlt sich selbst aber auch vernachlässigt. Vorbehalte gegenüber der druckreifen Rede bilden sich unterschwellig. Verwandelt ihn der Sprechende nur deswegen in einen Leser eines künftigen, noch ungeschriebenen Textes, um ihm als konkreter Person ausweichen zu können? Jedenfalls gewinnt er den Eindruck, dass sich der druckreif Sprechende aus der Gesprächssituation ausklinkt.

Trotzdem hört er diesem weiter zu. Sich abzuwenden, käme ihm wie ein Verrat an der sprachlichen Kultur vor. Verinnerlicht hat er, dass sich die Sprache durch ihre Verschriftlichung vollendet. Da er sich selbst für kultiviert hält, kommt er nicht umhin, die Rede des Anderen trotz seines Unbehagens als Spitzenleistung sprachlicher Kultur zu goutieren. Wenn er sich auch von dem Anderen nicht zu lösen vermag, so betrachtet er ihn doch mit einer gewissen ironischen Distanz. Die Kehrseite der sprachlichen Meisterschaft beginnt er wahrzunehmen. Droht dem Anderen seine Brillanz nicht zur Falle zu werden? Er spürt, wie sich der druckreif Sprechende die Sprache, die doch niemandem gehört, ganz zu eigen machen möchte.

II

Auch meiner eigenen Wahrnehmung nach handelt es sich bei dem Philosophen Adorno um den Prototyp desjenigen, der druckreif zu sprechen vermag. In seinem Falle zerbricht aber die Gesprächssituation deswegen nicht daran, weil Adorno seine geradezu überwältigende sprachliche und gedankliche Virtuosität durch eine große Höflichkeit ausbalanciert. Dass er bei seinem monologischen Dozieren den Anderen doch nicht aus den Augen verliert, bezeugt er auf diese Weise. Die selbstbewusste Immunisierung gegenüber der vertraulichen Lässigkeit des Mündlichen, die bei seinen öffentlichen Auftritten zu beobachten ist, scheint sich in seinen Schriften noch zu potenzieren. Gleichsam zum Stilprinzip wird es ihm, die Erwartungen seiner Leser gerade nicht zu erfüllen. Sein Stil bildet sich demnach aus der bewussten Liquidierung sprachlicher Natürlichkeit.

Aufschlussreich in diesem Zusammenhang ist, wie der Philosoph Günther Anders – von 1929-1937 mit Hannah Arendt verheiratet – in einem Brief von 1963 an Adorno dessen Stil charakterisiert. Anders fasst dabei die spezifische Situation des jüdischen Remigranten Adorno im Nachkriegsdeutschland ins Auge und leitet daraus auf frappierende Weise die Eigenart von Adornos Stil ab. Sich „*in der ominösen und jämmerlichen Deutschen Bundesrepublik doch irgendwie häuslich eingerichtet [zu] haben*“, bedeutete nach Anders, auf den eigentlich gebotenen aktiven Widerstand verzichten zu müssen (Günther Anders an Th. W. Adorno am 27. 8. 1963. In: Theodor W. Adorno, *Eine Bildmonographie*, hrsg. vom Th. W. Adorno-Archiv, Frankfurt a. M., Suhrkamp 2003, S. 277). Aus dieser „*Aktionsaskese*“

erwache nun „*die Versuchung, sich an seinem Publikum zu rächen.*“ (ibid.) Die eigentümliche Artifizialität von Adornos Stil, die bewusste Verweigerung von spontaner Mündlichkeit, versteht Anders demnach als Racheakt. Wenn sich Adorno schon auf ein Publikum eingelassen habe, das er eigentlich verachtet – eben dasjenige Nachkriegsdeutschlands –, so möchte er es diesem Publikum doch zumindest durch eine inkonziliante und atemlose Sprache heimzahlen. Die polemische Stilanalyse von Anders gipfelt in Ausdrücken wie „*Terrorismus*“ und „*litterarischer [sic!] Sadismus.*“ (ibid.)

Adorno antwortet auf diesen Brief etwa zwei Monate später. In zweifacher Hinsicht reagiert er auf die Polemik von Anders. Er bestreitet zunächst dessen Prämisse, dass er bei seinem Schreiben das Publikum im Blick gehabt habe. Es sei ihm einzig um „*die möglichst adäquate und strenge Darstellung der Sache*“ gegangen. (Adorno an Anders am 31. 10. 1963, ibid., S. 282) Dann räumt er aber indirekt ein, sich mit dieser Darstellungsweise durchaus auf eine bestimmte gesellschaftliche *Situation* eingestellt zu haben. Da die Leute heutzutage, wohl gerade in Deutschland, verblendet seien, könne man sie durch eine direkte Ansprache nicht erreichen. So bleibe einem nichts anderes übrig, als sich auf sein eigenes, konsequent eigensinniges Schreiben zu konzentrieren. Im günstigsten Falle könne dann dieses unkommunikative und damit auch unbestechliche Schreiben mit einer verstockten Öffentlichkeit zusammenstoßen. Indem Adorno also dem Publikum bewusst den Rücken zukehrt, bezieht er sich gerade auf eine bestimmte: „*dialektische*“ Weise darauf. Nicht mitzumachen bei einer Öffentlichkeit, die sich dem betäubenden Mitmachen ergeben hat, dürfte Aufsehen erregen. Adorno: „*Muß ich Sie daran erinnern, daß der Schriftsteller nur soweit dem allherrschenden Bann zu widerstehen vermag, wie sein Produkt selbst einen Bann erzeugt? Ich appelliere an den Dialektiker in Ihnen.*“ (ibid.)

Dass heutzutage anscheinend nur eine solche dialektische Strategie fruchten kann, konstatiert er in seinem Aufsatz: „*Wörter aus der Fremde*“: „*[...] obnehin ist der Schock vielleicht die einzige Möglichkeit, durch Sprache heute die Menschen zu erreichen.*“ (In: Th. W. Adorno, *Noten zur Literatur II*, Frankfurt a. M., Suhrkamp, 1965, S. 120)

So wie aus der mündlichen Rede Adornos ein Buch zu tönen scheint, so sperrt sich sein Schreibstil nach den Beobachtungen von Anders gegenüber der Sprechbarkeit. Anders registriert die „*Fermatelosigkeit Ihrer*

Texte“ sowie die „grundsätzliche Vermeidung von Absätzen, das Atemholen [sic!]; [...]“ (Anders an Adorno am 27. 8. 1963, *ibid.*, S. 277)

Indem sich Adorno in seinem Schreiben so entschieden der natürlichen Rhythmik des Mündlichen verweigert, lässt er aber gerade die Abwesenheit des Mündlichen spürbar werden. So gesehen zeugte Adornos Atemlosigkeit von einer ungelösten inneren Spannung: Er wäre mit seinem Schreiben noch nicht da, wo er eigentlich sein wollte. Statt sich wie ein Schriftgelehrter in der Erhabenheit seiner Schrift angekommen zu fühlen, ränge er noch mit dem im Augenblick blockierten freien Ausdruck. Wer diesen unter den gegenwärtigen Umständen schon praktizierte, verriete ihn in Wahrheit. Das „direkte Wort“ hat, Adorno zufolge, heutzutage seine Unschuld verloren. Adorno in den *Minima Moralia*: „Das direkte Wort, das ohne Weiterungen, ohne Zögern, ohne Reflexion dem andern die Sache ins Gesicht sagt, hat bereits Form und Klang des Kommandos, das unterm Faschismus von Stummen an Schweigende ergeht.“ (Th. W. Adorno, *Minima Moralia. Reflexionen aus dem beschädigten Leben*, Frankfurt a. M., Suhrkamp, 1964, S. 45.)

Adorno würde sich demzufolge unter den gegenwärtigen Bedingungen sprachliche Möglichkeiten versagen, über die seiner Einschätzung nach aber gerade die deutsche Sprache eigentlich verfügen soll. Da sie – etwa im Unterschied zur französischen Sprache – noch nicht völlig mit der Kultur der gesellschaftlichen Kommunikation verschmolzen sei, taue sie zumindest prinzipiell noch für den Ausdruck. Bei diesem handelte es sich eben nicht um eine kommunikative Raffinesse, sondern um die unverhoffte Frucht eines kommunikativen Notstands: „[...] weil die Sprache nicht gänzlich vom Netz der Vergesellschaftung und Kommunikation eingefangen ist. Sie taugt darum zum Ausdruck, weil sie ihn nicht vorweg garantiert.“ (Adorno, „Wörter aus der Fremde“, *ibid.*, S. 114)

Man lässt sich in einen Modus der Sprache fallen, da ihre Zeichenhaftigkeit vorübergehend gegenüber ihrer sinnlichen Unmittelbarkeit kapituliert. Eine sprachliche Blöße gibt man sich nun eben im „Ausdruck“, die einem sonst eher peinlich ist.

Auch wenn sich Adorno in seiner Sprache energisch gegenüber der Spontaneität des Mündlichen verwahrt, so scheint er sie doch nicht überhaupt zu verwerfen. In einem Aphorismus aus den *Minima Moralia*

nennt er die Bedingungen, unter denen man sich dem mündlichen Wort wieder anvertrauen könnte: „*Erst das Sprechen, das die Schrift in sich aufhebt, befreit die menschliche Rede von der Lüge, sie sei schon menschlich.*“ (Adorno, *Minima Moralia*, *ibid.*, S.130)

So wenig Adorno demnach der vorgeblichen Ungezwungenheit des Mündlichen traut, so wenig kann er sich doch vorbehaltlos mit der Schriftlichkeit identifizieren.

Von hier aus wird es möglich, die Charakterisierung von Adornos Stil durch Günther Anders in einem neuen Licht zu sehen. In seinem polemischen Furor vermag Anders nicht zu erkennen, dass Adorno mit seinem gepanzerten Stil womöglich auf etwas anderes hinauswill. Indem er sich der sprachlichen Natürlichkeit verweigert – worauf etwa auch seine Haltung zum Dialekt hindeutet – wehrt er sich gegen die Sprache des noch nachwirkenden Nationalsozialismus. Wenn er demnach das natürliche Wort gegenwärtig meidet, so würde dies weniger aus einer Antipathie als vielmehr einer geheimen Sympathie für dieses Wort geschehen. Obwohl zurück in der alten Heimat, befindet er sich in sprachlicher Hinsicht weiter im Exil, denn diese Heimat ist ihm noch nicht geheuer. Nicht um „*Rache*“ ginge es ihm, sondern um Wachrütteln. Das „*beschädigte Leben*“, von dem im Untertitel der *Minima Moralia* Adornos die Rede ist, lässt ja immerhin an eine mögliche Wiederherstellung des Lebens denken.